

Peter Rackers Wandlung

Autor(en): **Bordeaux, Henry / Weckerle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Münchner Kunstgewerbeschule. Für den angehenden Künstler war es eine wertvolle Zeit. Die Galerien boten zu Studienzwecken klassische Vorbilder. In den Sälen wurde unter guter Führung skizziert und gezeichnet. Pläne wurden entworfen, Kompositionen geschaffen. Daheim wurde fleißig weitergearbeitet.

Zu den frühesten Schöpfungen, die vom jungen Maler an die Öffentlichkeit gelangten, zählt der Kinderfries im Zürcher Kinderspital. Und schon war Theo Wiesmann so weit, Malerlehrlingen an der Zürcher Kunstgewerbeschule ein Führer zu sein. Vorübergehend unterrichtete er auch am Freien Gymnasium.

Da, auf einmal geht sein Name durch alle Zürcher Zeitungen. Der junge Maler hat sich an der Konkurrenz zur Ausschmückung des Rathaussaales beteiligt, und ein erster Preis ist ihm zugefallen. Nun interessiert sich die breitere Öffentlichkeit für die gekrönten Arbeiten. Das Volk will die Entwürfe des Glücklichen sehen.

Zweimal fliegt der junge Maler zu ergiebigen Wanderfahrten über die Grenze aus. Die Bretagne ist sein Ziel, und ein andermal der Süden Frankreichs, nahe der spanischen Grenze. Eine neue, interessante Welt geht ihm auf. Manche Zeichnung wird angefertigt.

Dem Zürcher Maler Paul Bodmer fühlt sich Theo Wiesmann zu großem Danke verpflichtet. Gedankenaustausch unter Künstlern ist oft entscheidend fürs Leben, für die Weiterentwicklung und Einstellung zu manchen Problemen. Bei der Wahrung aller Selbständigkeit tut der noch werdende oft wertvolle, ja entscheidende Einblicke in die Werkstatt eines Meisters, der sich zu seinem Stile durchgerungen hat.

So bleiben die Früchte nicht aus.

Die hier mitgeteilten Proben beweisen, was für einen feinen Zeichenstil sich Theo Wiesmann erworben hat. In einer Zeit, da das Genialische mancherorts überbördet, bleibt der junge Künstler

bis ins kleinste Detail seinen Aufgaben treu. Aber er wird nicht pedantisch. Und er fängt die Poesie einer Landschaft ein. Das geht deutlich aus der Schwarzwald-Zeichnung hervor. Wie strebt er aus der Nähe hinaus in die Ferne! Und zuhinterst sind die Berge wie hingehaucht, während im Vordergrund die Tannen wuchtig dastehen. Wie einladend ist das Weglein links unten in der Ecke, wie verlockend der Wasserlauf, der sich im einsamen Tale verliert!

Oder die Toggenburgerlandschaft! Eine originelle Welt ist hingezaubert. Die Tannen im Vordergrund, ein Ausblick in zackige Felsregionen, und doch hat alles etwas Mildes, Versöhnliches. Man fühlt sich nach diesen Schluchten und Hängen hingezogen und freut sich an der Feinheit des Gebotenen.

Die Federzeichnung vom Bachtel beweist, wie sicher Theo Wiesmann auch hier seine Striche setzt. Der Berg baut sich auf, der Turm überrhöht ihn, und mit wenig Strichen ist die ganze Landschaft hingesezt. Da gibt es keine Unklarheiten.

Die Bleistiftzeichnung von Mont Majour (bei Arles) gehört in die Wanderzeit des Künstlers. Gut hat da das Auge das Wesentliche erfaßt, und der Stift hat mit zarten Strichen ausgeführt, was ihm bemerkenswert schien!

Wie stets mit dem Figürlichen? Die kleine Zeichnung des Lesenden verrät, daß Theo Wiesmann auch mit solchen Aufgaben fertig wird. Die große graphische Ausstellung, die neulich das Zürcher Kunsthaus veranstaltet hat, zeigte zwei treffliche Figurenzeichnungen des jungen Künstlers. Er ist seinem Wesen nach ein glücklicher Optimist. Überall findet er etwas Schönes. Wer das Auge dafür hat, entdeckt es selbst auf und an der Straße. Auch im Militärdienst ruhte er künstlerisch nicht und wandelte ein prosaisches Kantonnement in eine gemütliche Behausung um.

Ernst Eschmann.

Peter Rackers Wandlung.

Aus dem Französischen von Henry Bordeaux, frei nacherzählt von Rudolf Weckerle.

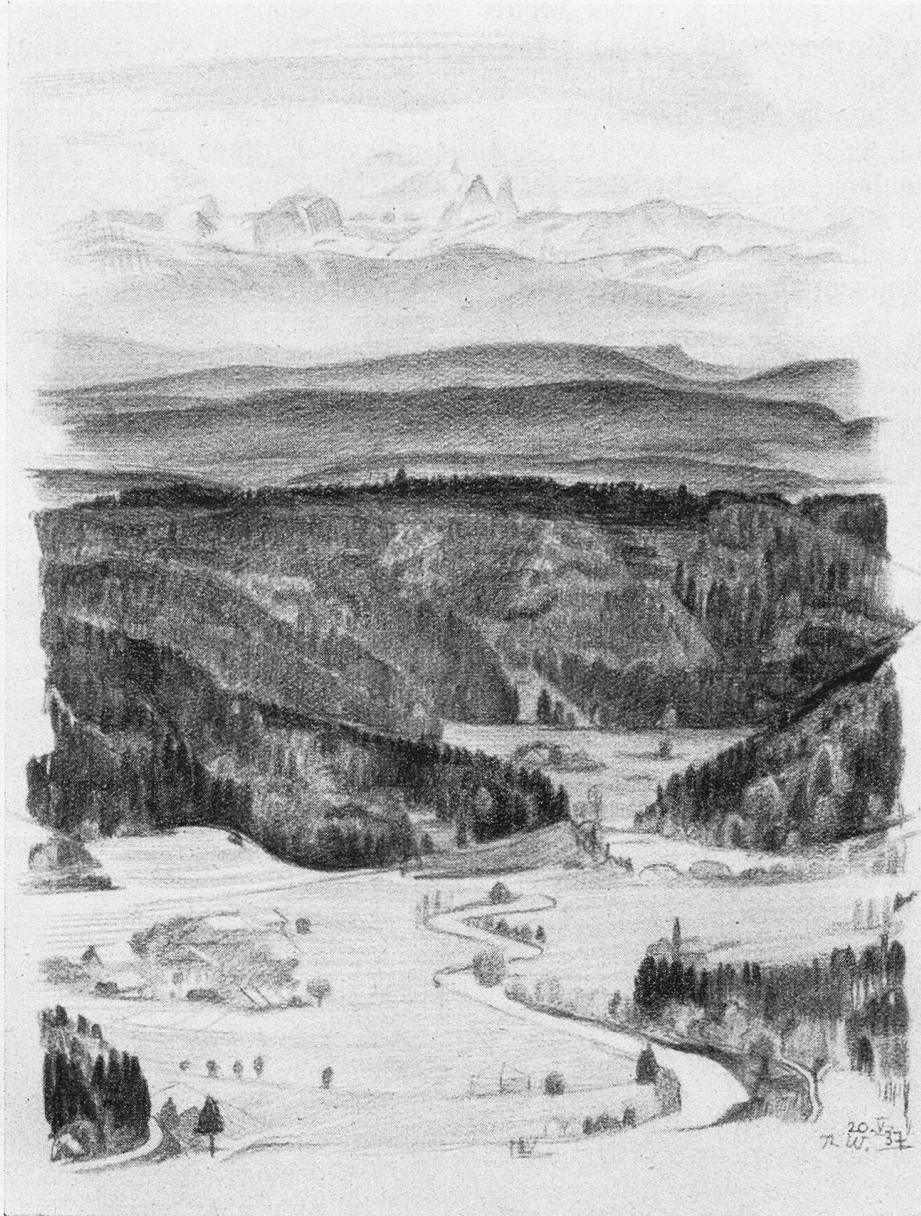
„Wie kann Peter Racker am Weihnachtsabend auf die Jagd gehen?“

„Er hat keinen Hund, nur eine lange Flinte bei sich.“

„Aber er trägt eine wollene Weste und einen gefütterten Pelzmantel. Er will gewiß einem

Bild aufslauern. Der wird dabei nicht kalt haben.“

So reden zwei Bauern, die auf dem verschneiten Weg zur Mitternachtsmesse gehen. Sie tragen Sturmlaternen mit sich, die aber nicht angezündet sind, weil der Mond scheint. Aber auf



Partie aus dem Schwarzwald. Zeichnung von Theo Wiesmann.

dem Rückweg wird sein Licht hinter Wolken erloschen sein. Sie haben gesehen, wie Peter Racker sein Haus verließ; es steht am Ende des Dorfes, ein wenig abseits, und ist wohl das schönste der ganzen Ortschaft. Peter Racker trägt seine Flinte quer über die Schulter. Er ist der reichste Mann des Dorfes. In Wolle, Leder und Pelz hat er sich gekleidet, um sich gegen die Kälte, die scharf und schneidend ist, zu schützen. Seine Hände stecken in dicken Fausthandschuhen.

Die Bauern, die von Tannberg kommen, begegnen einer alten Frau.

„Wohin will die Hexe gehen?“

„Das ist doch Mutter Marie; ihre Enkelin ist schwer krank.“

„Warum geht sie fort, anstatt sie zu pflegen?“

„Ich weiß nicht. Du hast ja gesehen, wie sie mit scheelen Blicken nach unsern Weihnachtslichtern sah.“

„Sie hat vielleicht keine Kerzen.“

Nun sind die Wege menschenleer; die Bauern beten in der Kirche. Das Land liegt starr und tot unter dem kalten Licht des Mondes. Nicht ein Windhauch geht; kein Zweiglein regt sich in den kahlen Baumkronen. Die Sterne sind kaum sichtbar, und man könnte glauben, daß der Mond wie eine mattleuchtende Laterne ewig am Himmel hänge.

Peter Racker hat sich hinter einem mächtigen Baumstamm, der kaum dicker ist als er, in den

Schnee gefauert. Peter ist jung, er hat heißes Blut. In seinem Pelzmantel fühlt er sich behaglich warm; er kann lange Zeit auf sein Wild warten. Auf was für ein Opfer lauert er nur?

Die Hasen sind in ihrem Lager versteckt; das müßte ein Schlaupopf sein, der sie ohne Hund aufstöbern könnte. Die Vögel kauern frierend in den Zweigen der Bäume. Was für eine sonderbare Jagd unternimmt Peter in dieser Weihnachtsnacht?

Längs der schönen Hecke, die das reiche Gut Rackers umschließt, bewegt sich mühsam eine dunkle Gestalt. Von Zeit zu Zeit bückt sie sich, um etwas aufzulesen. Sie braucht sich nicht tief zu bücken, denn ihr Rücken ist gekrümmt. Eine alte Frau ist es, die ein Bündel dürres Holz zusammensucht.

Kein Zweifel mehr, Peter Racker, der reiche Bauer mit seinen drei Mänteln aus Wolle, Leder und Pelz, lauert in der Weihnachtsnacht auf ein menschliches Opfer.

„So, da habe ich euch einmal erwischt, Mutter Marie!“

Das alte Weib zittert in seinen Fäusten.

Wie fürchtet sie sich vor diesem großen, starken Manne, der so plötzlich hinter dem Baumstamme aufgetaucht ist. Erschreckt läßt sie den Rand ihrer Schürze fahren und ihr Holz fällt auf den Schnee. Sie hatte schon viel gesammelt; mit was hätte sie sonst nur für einen Tag ihren Herd feuern können?

„Ihr stehlt mir mein Holz.“

„Ach, nur dürre Reiser hab' ich gesammelt. Wir haben daheim so frieren müssen, Herr Racker.“

„Was geht das mich an! Das Holz gehört mir.“

„Wir haben so kalt bei uns, und meine kleine Enkelin ist krank und friert, wie gerne möchte ich ihr warm machen.“

„Schweig Alte, du mußt zur Polizei mit mir!“

„Ach Gott, haben sie doch Erbarmen! Sie hat keine Decke, keinen Mantel.“

„Schweig, du bist eine Diebin!“

„Sie haben mehr Holz als sie brauchen.“

Und Mutter Marie kniet vor Racker nieder in den Schnee. Ihre alten Knie knacken, weil sie sich nicht mehr leicht beugen lassen.

„Mein Gott!“ klagt sie, „wahrlich, dieser Mensch weiß nicht, was Kälte ist!“

*

Peter Racker, was ist mit Ihnen? Macht das Mondlicht ihr Gesicht so bleich? Und warum klap-

pern ihre Zähne so? Ihre Hände machen so seltsame Bewegungen. Sie zittern ja!

Bevor sie ihr Haus verließen, haben sie eine Menge guten Wein getrunken und dazu tüchtig gegessen. In ihren Adern fließt rotes, heißes Blut, das Blut eines dreißigjährigen Mannes. Und überdies tragen sie drei Mäntel, einen aus Wolle, einen aus Leder und den dritten von Pelz.

Und dennoch: ihre Zähne klappern, und sie zittern am ganzen Leibe. Peter Racker, man könnte glauben, daß sie kalt hätten! —

Der große Mann steht ganz allein bei der Hecke, am Rande seines Waldes. Er hat Mutter Marie gehen lassen. Sie hatte geweint, nicht lange, denn alte Frauen weinen nicht wie junge Leute. Nur eine oder zwei Tränen waren über ihr runzeliges Gesicht gerollt, das fast so dürr aussah wie das Holz, das sie gesammelt hatte.

Mutter Marie mußte die dürren Reiser auf dem Schnee liegen lassen, und ihre Enkelin wird diese Nacht frieren. Und ist es nicht Weihnacht! — Sie wird dennoch weniger kalt haben — hoffen wir das —, als Peter Racker, der frierend und schlotternd dort im Walde steht, am selben Platz, wo Mutter Marie vor ihm niedergekniet war.

*

Peter Racker ist heimgekehrt. Er hat seinen Knecht geweckt:

„Schüre das Feuer, leg' Holz in den Ofen!“

„Er ist ganz voll.“

„Noch mehr, noch mehr! Ich spüre keine Wärme.“

„Die Flammen lodern bis ins Zimmer hinein.“

„Mir wird nicht warm. Wirf jene Buchenscheite noch hinein!“

„Diese drückende Hitze!“

„Ich merke nichts davon.“

„Was ist mit ihnen, Meister?“

„Nichts, aber dieses Holz wärmt nicht, Dummkopf!“

*

Peter hat sich ins Bett gelegt. Drei Decken liegen auf ihm. Und immer verlangt er noch eine, und noch eine.

„Bringt mir alle, die ihr habt!“

„Hier sind fünf und da die sechste, und darüber noch eine Flaumdecke.“

„Ach, alle eure Decken wärmen mich nicht.“

Und Peter Racker steht wieder auf. Er verlangt seine Kleider. Über das Hemd zieht er einen Wollkittel an, dann seine Lederweste und



Im Toggenburg. Zeichnung von Theo Wiesmann.

sein Jagdkostüm und darüber seinen guten Sonntaganzug und zu guter Letzt noch drei Mäntel übereinander. So herausstaffiert wird die ganze Welt über ihn lachen.

„Warum denn, Herr Racker, alle diese Kleider? Wollen Sie uns damit ihren Reichtum zeigen? Ihre sämtliche Garderobe hat herhalten müssen.“

„Mich friert am ganzen Körper.“

„Sie haben kalt?! Wer wollte das glauben! Nun scheint ja sogar die Sonne, eine schöne Winter Sonne, und sie frieren? Das ist nicht möglich.“

Rackers Hände zittern unaufhörlich, und noch

immer klappern seine Zähne. Peter Racker weiß nun, was Kälte ist.

*

„Bohnt da Mutter Marie?“

„Nein, dort, am Ende der Gasse.“

„In dieser baufälligen Hütte?“

„Ja, in dieser alten Hütte.“

Und die Frau, welche Peter den Weg zeigt, denkt bei sich:

Er kennt die Wohnung der Armen nicht!

Aber ganz laut sagte sie:

„Was wollen Sie, Herr Racker?“

„Nichts!“

„Sie tragen viele warme Kleider, und doch schlottern sie an allen Gliedern.“

„Ich friere die ganze Zeit.“ —

Racker hat zwei Schläge an die Türe getan; es sind drei daraus geworden, denn das Zittern seiner Finger hatte den dritten verursacht.

„Öffnet mir, Mutter Marie, ich bitte euch.“

Die Alte hat aufgetan, und Peter Racker ist eingetreten. Sie zittern alle beide: er vor Kälte, sie aus Angst.

Und das kleine Mädchen, das im Bett liegt, zittert aus Angst und vor Kälte.

„Was wollen Sie von mir? Ich habe ihr Holz nicht mitgenommen. Sie sehen, wir haben kein Feuer hier. Ich bin nur eine arme, alte Frau, und dort liegt meine franke Enkelin.“

„Habt keine Angst, Mutter Marie, ich komme, euch um Verzeihung zu bitten.“

„Mich um Verzeihung zu bitten? Die Reichen tun das nie bei den Armen.“

„Ihr seid eine gute Frau, aber Ihr wißt um schreckliche Geheimnisse. Ich bitte Euch flehentlich mir zu vergeben. Ihr seht, wie meine Zähne klappern, meine Hände zittern. Ich leide unter der Kälte, und das ist für mich hart. Ich bin nicht daran gewöhnt wie Ihr.“

„Man gewöhnt sich an das Leiden nicht so leicht.“

„Man soll sich an alles gewöhnen, aber ich bringe es nicht fertig.“

„Nun, dann werden sie es erst noch lernen müssen!“

„Sagt das nicht, Mutter Marie. — Ach, ich finde nicht die rechten Worte für euch, und die Reichen wollen die Worte der Armen nicht verstehen. Habt Erbarmen mit mir!“

„Haben Sie mit dem Kinde Mitleid gehabt?“

„Ich denke nicht an das Kind, ich denke an mich. Ach wie ich friere!“

„Sie haben Holz genug, Herr Racker; Sie können sich warm machen.“

„Mein Holz wärmt mich nicht.“

„Sie tragen Mäntel aus Wolle, Leder und Pelz.“

„Alle meine Kleider wollen mich nicht wärmen.“

„Sie haben Wein in ihrem Keller und Schnaps im Kasten.“

„Auch mein Wein und mein Schnaps können mir keine Wärme geben.“

„Nun, wie soll ich sie wärmen können?“

„Ihr habt mich verhext, Mutter Marie. Ihr habt mich verhext, als Ihr vor mir in den Schnee

niedergekniet seid. Befreit mich von diesem Zauber; ich werde Euch Geld dafür geben.“

„Ich habe Sie nicht verhext.“

„Ich werde Euch ein Goldstück geben, Mutter Marie, sogar zwei Goldstücke.“

„Ich habe Sie nicht verhext.“

*

Peter Racker ist wieder fortgegangen. Er schleppt sich müden Schrittes in seinen Wald, an die Stelle, wo das dürre Holz, das die alte Frau mühsam zusammengesucht hatte, verstreut im Schnee liegt.

Er läßt sich auf die Knie nieder, liest Zweig um Zweig auf und macht ein Bündel.

Er trägt es nach Hause und legt es ins Feuer. Aber das Holz will nicht brennen, es kracht nur, krümmt sich und wird schwarz.

„Das ist schlechtes Holz, ich werde es Mutter Marie geben. Dann muß sie ihren bösen Zauber von mir nehmen.“

Und er trägt das Holz auf seinem Rücken wie ein Knecht und bringt es der Alten.

„Da habt Ihr euer Holz, ich gebe es euch. Aber Ihr müßt den Zauber von mir nehmen.“

„Wenn man etwas schenkt, verlangt man nichts dafür.“

„Ich gebe es euch, weil es so schlecht ist; es will nicht einmal brennen.“

„Wenn man schenken will, wählt man nur vom Besten.“

Sie legt die dürren Zweige in den Ofen, zündet sie an; und siehe, die Flammen flackern hell auf.

„Bei euch brennt das Holz. Warum denn nicht in meinem Ofen? Das ist seltsam!“

Beim warmen Schein der Flamme fängt das franke Kind im Bett zu lächeln an. Und auch über das alte, runzelige Gesicht der Frau huscht es wie Sonnenlicht.

„Was ist mit euch, Mutter Marie? Und warum bist du so fröhlich, Kleine? Ihr lacht ja alle beide!“

„Die Wärme des Feuers tut uns so wohl!“

„Ah, Mutter Marie, nun schaut mich nur an, seht mich genau an!“

„Warum soll ich Sie anschauen?“

„Seht, meine Hände zittern nicht mehr, und auch meine Zähne haben aufgehört zu klappern. Ich friere nicht mehr, ich habe warm. O, welch süßes Gefühl, warm zu haben! Wohlige Wärme durchrieselt meinen ganzen Körper, meine Arme und Beine. Ein Licht wärmt und erleuchtet mein Herz und strahlt mir aus den Augen. Ich spüre



Bachtel. Zeichnung von Theo Wiesmann.

es! Mutter Marie, Mutter Marie, das alles danke ich euch! Warum kann euer Holz so warm machen?"

„Es ist ja nicht mein Holz.“

„Ich habe es euch gegeben.“

„Nun darum wärmt es so gut, weil Sie es mir geschenkt haben.“

„Ah, Mutter Marie, jetzt verstehe ich endlich. Nun habe ich am eigenen Leibe erfahren, was frieren heißt. Und jetzt weiß ich, daß nur jene Menschen kein hartes, kaltes Herz in der Brust tragen, die von ihrem Besitze geben, um andere glücklich zu machen...“

„Sie meinen wohl, daß man nur von seinem

Überflusse geben müsse; o nein, das genügt nicht.“

„Warum ist das nicht genug? Ah, jetzt begreife ich, Mutter Marie. Das ist das Wichtigste: Man muß sein Herz geben, dann wird alles gut!“

Und Peter Racker zieht seine Mäntel, einen nach dem andern aus und legt sie als gute,

warme Decken auf das Bett des kranken Kindes. Dann verläßt er fröhlich und glücklich die Hütte.

Das Mitleid hat in seinem Herzen die Flamme der Liebe entzündet. Und was könnte der Menschen Seele und Leib besser erwärmen als die heilige Flamme der Liebe!

Heilige Nacht.

In deinen Tannenzweigen
Ruhst still das süße Licht.
Die dunkle Welt der Schmerzen
Verbrennt im Glanz der Kerzen,
Und heilige Flamme bricht
Hell leuchtend in das Schweigen
Der hohen, heiligen Nacht.

Olga Diener.

Was uns der Christbaum sagen möchte.

„Friede auf Erden!“ verheißt uns das altvertraute Weihnachtsevangelium. Ein gewaltiges Wort, das vielleicht noch nie so heiß von der geplagten Menschheit erfehnt und erhofft wurde wie in unsern Tagen! Und aus der Unruhe und dem Unfrieden der Welt um uns her zieht es uns am Weihnachtsabend für einige Stunden unter den lichtergeschmückten Tannenbaum, der jung und alt jedes Jahr von neuem mit seinem immergrünen Waldkleide so anheimelt. Er ist uns allen ein treuer, lieber und alter Freund, der uns von früher Jugend auf durch all die Jahre begleitet hat. Was will uns der Weihnachtsbaum sagen? Wir lesen irgendwo in der Bibel das Wort: „Ich will dir sein wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden.“ Wann hat Gott diese immergrüne Tanne gepflanzt? Damals im kleinen Hirtenstädtchen Bethlehem, als Jesus geboren wurde. Auf dieses kleine Kind in der Krippe möchte uns der grüne Baum hinweisen, der in unserm Zimmer steht. Und daß wir in Jesus einen Helfer und Freund haben, das ist die Hauptsache der Weihnachtsfreude, dem gilt ja das ganze Weihnachtsfest. Das fühlen schon kleine Kinder. Denken wir an die eigene Jugendzeit. Wenn der heilige Abend gekommen war, wenn sich die Stubentüre aufthat und der Christbaum mit seiner Lichterpracht vor uns glänzte und wir aus den Händen liebevoller Eltern eine kleine Bescherung entgegennehmen durften, dann waren wir froh und glücklich. Waren es aber nur die Gaben der Menschen, die uns so froh und glücklich machten? O nein, hinter alledem stand

schon damals das Geheimnis Gottes von Bethlechem, wie es jubilierend durch den hellen Kinderchor unserer Weihnachtslieder klingt.

Dann sind wir groß und vielleicht alt geworden und haben viele Christbäume gesehen. Haben wir aber auch den nicht vergessen, auf welchen der Christbaum hinweist? Der Weihnachtsbaum möchte uns zur stillen innern Einkehr leise mahnen. Lassen wir das Weihnachtsfest nicht nur in lauter Beschenken und Beschenktwerden aufgehen, sonst wäre es ein armes Fest. Nehmen wir uns vielmehr Zeit, einmal stille bei Gott einzukehren. Ein Christfest ohne diese stille Einkehr ist kein rechtes Weihnachtsfest. Denn wie die Flammen an den vielen Christbaumkerzen sich unverwandt gerade nach oben strecken und nur dann unruhig werden und flackern, wenn ein störender Luftzug sie aus ihrer Richtung drängen will, so soll unser Herz in diesen Weihnachtstagen nach oben gerichtet sein! So möchte uns der Christbaum mancherlei sagen. Und seine immergrünen Zweiglein, seine brennenden Lichter haben manchen geheimen Sinn und Bedeutung. Nur wenn wir den Weihnachtsbaum in seiner heiligen Bedeutsamkeit ansehen, ist er der schönste Baum, den wir auf Erden kennen, wie es in einem alten Kinderliede heißt! Dann folgen wir gerne der Mahnung der letzten Strophe dieses Weihnachtsliedes:

„O laß ihn ein, es ist kein Traum!
Er wählt dein Herz zum Garten,
Will pflanzen in den engsten Raum
den allerschönsten Wunderbaum
Und seiner treulich warten.“

Adolf Däster.